

Bundesrepublik abgesehen, obwohl die Frauen-Enquete der Bundesregierung Ansätze zu einem Vergleich gegeben hätte. Es kann jedoch kein Zweifel daran bestehen, daß in zahlreichen Punkten die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau in der Bundesrepublik weniger weit fortgeschritten ist. Der Prozentsatz der Frauen im gehobenen Dienst ist z. B. meist niedriger als in Mitteldeutschland, die Aufstiegschancen sind vielfach schlechter,

ebenso wird eine Qualifizierung durch die Betriebe weniger gefördert. Jede Frau hat zwar auch in der Bundesrepublik die Freiheit, sich emporzuarbeiten und durchzusetzen, während in Mitteldeutschland die Förderung der Frauen jedoch zu einer der wichtigsten Aufgaben der Kaderpolitik der Partei gehört. Wer sich in Mitteldeutschland den Kaderförderungsplänen anpaßt, kann sich dort leichter qualifizieren und aufsteigen.

Tendenzen in der sowjetischen Jugend

Die Fünfzig-Jahr-Feier der „Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“ veranlaßte Historiker, Wirtschaftler, Politologen und Soziologen in Ost und West, über Ursachen, Wirkung und Fortwirkung des russischen Oktober unter den verschiedensten Aspekten erneut nachzudenken und, soweit dies möglich ist, Bilanz zu ziehen. Während dabei in den offiziellen, mehr oder weniger parteiamtlichen sowjetischen Publikationen Reden und Feiern der Oktober als Anfang einer neuen — und zwar der entscheidenden — Epoche der Weltgeschichte gefeiert und immer noch ein auf die Weltrevolution ausgerichteter patriotischer Messianismus verkündet wird, muß man sich die Informationen, die einem über die konkrete gesellschaftliche Situation der heutigen Sowjetunion ohne das Pathos einer Fünfzig-Jahr-Feier Auskunft geben können, schon mühsamer zusammensuchen. Was man dabei zutage fördert, sind einzelne Mosaiksteinchen, Bruchstücke, die kein ganzes Bild ergeben. Dennoch ist es sinnvoll zu versuchen, diese Mosaiksteine, soweit sie erreichbar waren, zusammen- oder besser zunächst nur aneinanderzufügen, in der Hoffnung, daß sie doch am Ende einigen Aufschluß über Richtungen, Tendenzen, Strömungen und Entwicklungslinien in der konkreten gesellschaftlichen Wirklichkeit der Sowjetunion geben, die erst später einmal vielleicht zu einer Synthese gebracht werden können. Die im folgenden angeführten Beispiele zeigen dabei, daß es solche neuen Strömungen und Versuche einer Neu- und Umorientierung gibt, wobei natürlich immer offenbleibt, inwieweit der einzelne von ihnen erfaßt, beeinflusst und geprägt ist oder völlig außerhalb von ihnen steht. Ebenso muß offenbleiben, ob und in welchem Maße sie für das Denken und Empfinden der Mehrheit der Sowjetbürger repräsentativ sind.

„Väter und Söhne“ in der Sowjetgesellschaft

Noch bis vor kurzem wies die Sowjetpresse es mit Enttäuschung zurück und bezeichnete es als eine „Erfindung der bürgerlichen Propaganda“, daß man in der sowjetischen Gesellschaft von einem Generationskonflikt sprechen könne. Erstmals hat nun die neugegründete, für Presseleute bestimmte Zeitschrift „Shurnalist“ in ihrer ersten Nummer (Februar 1967) zugegeben, daß es in der sowjetischen Gesellschaft wirklich das Problem „Väter und Söhne“ gebe und daß dieses Problem im Interesse dieser Gesellschaft ernsthaft analysiert werden müsse. Wenn hier von einem „Konflikt“ die Rede ist, so dürfte dieser, wenn auch freilich nur zum Teil, zunächst einmal durch das allgemeine Generationsproblem bedingt sein. Der neuen Generation, den Söhnen und Töchtern der heutigen Schicht der Funktionäre, Industriemanager, Betriebsdirektoren und Parteibürokraten, die in der Sowjetgesell-

schaft zu Amt und Würden gelangt sind, fehlen die entscheidenden Voraussetzungen für eine kritiklose Übernahme ideologischer Thesen. Die „Große Sozialistische Oktoberrevolution“, heraufgespielt mit durchsichtigem ideologischem Pathos, ist für sie zunächst nur ein Kapitel in propagandistisch gefärbten Lehrbüchern; den „Großen Vaterländischen Krieg“, der immerhin für den Sowjetpatriotismus noch eine große Rolle spielte und spielt, erlebten sie nur als Kinder. Die jetzige gesellschaftliche Wirklichkeit jedoch ist ihnen aus eigener Anschauung bekannt; diese können sie mit den Theorien und Ansprüchen der Parteideologen vergleichen, deren ausgefahrene Denkgeleise und deren ideologisches Vokabular sie langweilt. Diese „Jugend singt nicht die pathetischen Parteilieder eines Lebedew-Kumatsch, sie ist sich vielmehr einig in ihrer Vorliebe für einen Bulat Okudshawa, dessen Lieder, bar aller politischen Akzente, durch ihre einfühlsame Menschlichkeit die umgebende Unaufrichtigkeit überwinden helfen“ (C. Gerstenmaier, Geistige Auseinandersetzung mit dem Erbe der Revolution, „Ostprobleme“, 17. November 1967, S. 622).

Dennoch bedeutet diese apolitische Einstellung nicht, daß diese Generation, die sich selbst die „vierte Generation“ nennt, ihrer revolutionären Vergangenheit gegenüber gleichgültig wäre oder daß sie, wenn sie die Väter verurteilt und sich von ihnen distanziiert, auch „die ursprüngliche Reinheit der revolutionären Idee“ (Jewtuschenko) verurteile. In den „Vätern“ verurteilt sie jene, welche den Stalinismus zuließen, jene, welche aus Mangel an Mut ihren Teil zu dieser Entwicklung beigetragen oder aus ihr, unter dem Deckmantel der Ergebenheit an die Revolution, Profit geschlagen haben. Das Argument, man müsse diese Tatsachen „im Rahmen der geschichtlichen Entwicklung“ sehen, verfehlt bei ihnen seine Wirkung; sie stellen die moralische Autorität der „Väter“ überhaupt in Frage. Sie wollen die Welt, die Geschichte und den Menschen aus eigener Erfahrung und durch persönliche Reflexion kennen- und verstehenlernen und nicht in ideologischer Verfremdung. Was sie verlangen, drückt der Leitartikel der ersten Nummer von „Shurnalist“ (Februar 1967) so aus: „Die Leute fordern mit immer größerem Nachdruck ihr Recht auf freie Entscheidung, auf freies Denken und Handeln.“

Für diese Freiheit riskieren sie ihre Berufsausbildung und den Verlust gerade jener „Freiheit“, die für sie nur eine Pseudo-Freiheit ist. So ist heute bekannt, daß 1956/57 im Zusammenhang mit den Aufständen in Ungarn und Polen an der Leningrader Universität etwa 4300 Studenten relegiert wurden. Etwa gleichzeitig deckte der Sicherheitsdienst in Tiflis illegale Studentengruppen auf, die sich regelmäßig zu freimütiger Diskussion trafen und ihre politischen Anschauungen handgeschrieben oder verviel-

fältigt verteilt. Zwischen ihnen und den Sicherheitstruppen kam es in Tiflis zu blutigen Zusammenstößen. Die Zahl illegal angefertigter Amateursender soll zunehmen. Mit ihnen wird westliche Tanz- und Jazzmusik ausgestrahlt und werden westliche Nachrichten weitergegeben. Im Herbst 1964 kritisierte die „Literaturnaja Gazeta“, daß in Bjelaja Cerkow, einer Stadt von 50 000 Einwohnern, 200 solcher Sender entdeckt und beschlagnahmt wurden. Die Amateure waren ausschließlich Jugendliche, die scharf bestraft wurden (vgl. J. G. Görlich, Moskaus Sorgen mit Jugend und Intelligenz, „Politische Studien“, September/Oktober 1967, S. 538—543).

Gegenüber diesen für die Sowjetgesellschaft „gefährlichen“ Strömungen betonen seit einigen Jahren die Parteiideologen die geistige und ideologische Kontinuität zwischen „Vätern“ und „Söhnen“ sowie die Gemeinsamkeit ihrer Ziele. So schreibt z. B. S. Pawlow, Erster Sekretär des ZK des Komsomol, in einem Leitartikel der „Prawda“ vom 27. Juni 1965 (dem Tag der sowjetischen Jugend) unter dem Titel „Die Jugend ist treu den kommunistischen Idealen“: „Unserer jungen Generation liegt nicht die Rolle des selbstzufriedenen Erben, der alles das, was geschaffen und errungen wurde, wie selbstverständlich hinnimmt . . ., die junge Generation tritt anders in das Leben ein . . . Doch von ihren Vätern nimmt [sie] mit auf den Weg das Wichtigste — den revolutionären Enthusiasmus, die Klugheit des Denkens, die Erfahrung der Vergangenheit und das auf die Zukunft gerichtete Streben.“ Und die „Iswestija“ nimmt ein Jahr später (13. 9. 66) den gleichen Gedanken auf: „Eine Gesellschaft, in der die Söhne so stolz sind auf ihre Väter und die Väter so sehr an ihre Söhne glauben, ist unerschütterlich.“

Die Krise des Komsomol

Dieser Konflikt zwischen „Vätern und Söhnen“ wirkt sich auch in den kommunistischen Jugendverbänden des Komsomol aus. Symptomatisch ist in diesem Zusammenhang, daß ganz offen von einer Krise des Komsomol gesprochen wird. Sie äußert sich u. a. in der Auffassung vieler Komsomolzen, daß ihre Organisation überflüssig sei; sie zeigt sich im Protest der 16- bis 18jährigen (z. B. im Komsomol der Schuljugend) gegen jede Bevormundung und Gängelung durch die Ortskomitees, in der Abnahme der örtlichen Mitgliederzahl, in der Gleichgültigkeit der Komsomolzen gegenüber der politischen Bildungsarbeit.

So führte z. B. das Komsomolkomitee des Obninsker Instituts für Physik und Energetik über die Einstellung der jungen Ingenieure und Wissenschaftler (die im allgemeinen ihre Hochschulausbildung im Alter von 22 bis 24 Jahren beenden) zur gesellschaftspolitischen Tätigkeit eine Umfrage durch. Von 215 Befragten erklärten 76,3%, sie würden sich „aus Pflicht“ mit gesellschaftspolitischer Arbeit abgeben, 14% tätigen dies „mit Vergnügen“ und 9% „mit großer Unlust“. Von einer moralischen Befriedigung bei dieser Arbeit oder von einem persönlichen Nutzen kann dabei keine Rede sein. Daraufhin suchte die „Komsomolskaja Prawda“ (21. 6. 67) die Gründe für diese „anormale“ Situation festzustellen und „fand“ sie in den Ortskomitees des Komsomol, welche den jungen Spezialisten oft keine „ernsthafte“ Arbeit zuteilen. Auch die Leiter der wissenschaftlichen Forschungsinstitute seien für diese Situation mitverantwortlich, da sie nicht selten das ziemlich verbreitete Vorurteil teilen, daß nur wissen-

schaftliche „Nieten“ sich mit gesellschaftspolitischer Tätigkeit befassen und daß diese im Grunde genommen reine Zeitvergeudung sei.

Desgleichen stellt A. M. Rumjanzew, der Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, fest („Dem jungen Wissenschaftler“, „Komsomolskaja Prawda“, 8. 6. 67), er habe in den verschiedenen Ländern viele junge Leute kennengelernt, die zwar über ein großes und fundiertes Fachwissen verfügten, vor allem auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiet, in den Fragen der Weltanschauung jedoch, bzw. in den Fragen eines staatsbürgerlichen Bewußtseins, völlig hilflos seien. Die Ursache hierfür sieht Rumjanzew im „Zurückbleiben der Gesellschaftswissenschaften hinter den Naturwissenschaften“. Die ersteren hätten, vor allem bei den jungen Wissenschaftlern, an Prestige verloren. Wörtlich schreibt er: „Wenn ein Pädagoge vor unsere Hochschuljugend tritt und auf die sie bewegenden Fragen nicht antworten kann oder will, dann lästern die Studenten über die Gesellschaftswissenschaften überhaupt.“ Dies gelte insbesondere von den Studenten der technischen und naturwissenschaftlichen Hochschulen. Die Wissenschaften würden von ihnen so eingeteilt: „Naturwissenschaften“, „übernatürliche Wissenschaften“ (Wissenschaften, welche völlig neue Gebiete erforschen) und „widernatürliche Wissenschaften“, womit die Gesellschaftswissenschaften gemeint seien. Auf diesem Hintergrund ist daher auch der Beschluß des ZK der KPdSU über „Maßnahmen zur weiteren Entwicklung der Gesellschaftswissenschaften und zur Hebung ihrer Rolle im kommunistischen Aufbau“ zu sehen („Prawda“, 22. 8. 67). Zur Überbrückung dieser Diskrepanz zwischen den persönlichen und gesellschaftlichen Interessen rät die „Komsomolskaja Prawda“, beide harmonisch miteinander zu verbinden.

Typisch ist auch die Antwort, welche ein Komsomolze einem alten Parteiveteranen von 1918 gab, der ihn fragte, warum er denn an den politischen Bildungszirkeln nicht mehr teilnehme: „Wir schauen nicht so sehr in die Vergangenheit, sondern in die Gegenwart und in die Zukunft. Was uns interessiert, ist das Leben, so wie es ist. Und dieses Leben wollen wir in seiner Tiefe ausloten“ („Komsomolskaja Prawda“, 3. 2. 65).

Diese kritische Situation veranlaßte das ZK des Komsomol, in Zusammenarbeit mit dem Präsidium der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und dem Ministerium für mittlere und höhere Fachschulen, am 15. Mai 1967 in Moskau eine wissenschaftlich-theoretische Allunionskonferenz „Sozialismus und Jugend“ einzuberufen, an der über 400 Wissenschaftler (Philosophen, Historiker, Soziologen, Wirtschaftswissenschaftler, Psychologen, Pädagogen, Juristen) und 200 Arbeiter und Aktivisten des Komsomol teilnahmen. Der Zweck der Konferenz geht aus der auf ihr gehaltenen Ansprache des Sekretärs des ZK des Komsomol, J. V. Torsuew, hervor: „Wir erwarten von der Wissenschaft nicht nur Interesse für die Probleme der Jugend, sondern in erster Linie praktische Richtlinien . . . Wir wollen den Wissenschaftlern jene Probleme aufzeigen, mit denen sich im Augenblick die Arbeiter und Aktivisten des Komsomol auseinandersetzen.“ Die allgemeine Bedeutung der Konferenz kennzeichnet J. V. Torsuew so: „Wir müssen ein exaktes und detailliertes soziales Porträt der jungen Generation erarbeiten als Ergebnis des objektiven Prozesses der gesellschaftlichen Entwicklung. Wir hoffen, daß die Konferenz und die sich anschließende gemeinsame Zusammenarbeit von Komso-

mol und Wissenschaft unser Wissen bereichern und uns helfen wird, unsere atheistische Erziehungsarbeit an den Jugendlichen wirksamer und effektiver aufzubauen“ („Issledovatel'skij Bjulleten“, 17. 5. und 2. 10. 67).

Damit hat — dies können wir mit einiger Sicherheit schließen — die Leitung des Komsomol praktisch ihre Ausweglosigkeit aus dieser Situation zugegeben und ihren Bankrott erklärt. Es wird weiter klar, daß alle vorausgegangenen Maßnahmen zur Gewinnung der Jugend nicht den gewünschten Erfolg hatten. Das ZK des Komsomol erwartet nun die Rettung der Situation von der Wissenschaft, die jedoch selbst Mühe haben dürfte, ihre relative Freiheit von den Dogmen des Marxismus-Leninismus zu wahren.

Gibt es nihilistische Tendenzen?

Lassen sich die hier aufscheinenden Tendenzen irgendwie auf einen Nenner bringen? Kommen sie aus tieferen Schichten der Persönlichkeit und deuten sie etwa gar auf einen in der Tiefe vor sich gehenden Wandlungsprozeß hin? Hier ist zu vermerken, daß in der sowjetischen Presse recht häufig das Wort „Nihilismus“ wiederkehrt. In seinem Vortrag auf der Tagung über die „Siege der wissenschaftlich-atheistischen Weltanschauung in der UdSSR in den letzten 50 Jahren“ an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der KPdSU (11./12. 5. 67) spricht S. A. Šimkus von „Unbestimmtheit, Indifferenz, Skeptizismus oder gar Nihilismus, vor allem unter der Jugend“ und nennt derartige „Einstellungen in politischer wie in ideologischer Hinsicht ein großes Übel“. Diese Tendenzen dürften nicht optimistisch beurteilt werden, sondern man müsse auf sie mit den notwendigen inhaltlichen wie formalen Änderungen in der wissenschaftlich-atheistischen Propaganda reagieren („Nauka i religija“, August 1967, S. 10—11).

Wenn S. A. Šimkus hier von „Nihilismus“ spricht, so darf dieser nicht mit dem uns geläufigen Begriffsinhalt dieses Wortes gleichgesetzt werden. Vielmehr hat dieser Ausdruck in der sowjetischen Presse heute einen ganz bestimmten Inhalt und nur in diesem Sinn wird er auch hier gebraucht. E. Huber charakterisiert diesen Nihilismus so: Der „Nihilismus der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts [in der Sowjetunion] beinhaltet Gleichgültigkeit und einen Widerwillen gegenüber politischen und philosophischen Problemen sowie im Rahmen des Möglichen auch gegenüber der ‚gesellschaftlich-nützlichen Arbeit‘.“ Er äußere sich im Schlagwort: „Laßt uns in Ruhe und laßt uns leben!“ Dieses Schlagwort bringe eine Art „Eremitentum“, eine Art „innerer Emigration“ zum Ausdruck, könne aber auch die Tendenz zu einem neuen Romantizismus anzeigen. Am häufigsten jedoch drücke es das Streben nach ganz banalem materiellen Lebensgenuß aus, den Wunsch, besser zu wohnen, zu essen und sich zu kleiden (vgl. Alcune tendenze nell'intelligencija sovietica, „Russia cristiana“, Dezember 1967, S. 30—34).

Wenn diese Jugend leben will, so will sie es auf ihre Weise tun. Sie möchte sein wie die andern, wobei mit „den andern“ die Jugend im „Westen“ gemeint ist; daher ihr übergroßes Interesse an westlicher Musik, Kunst und Kleidung. So ist z. B. bekannt geworden, daß die Miliz bei Razzien auf dem Moskauer Schwarzmarkt über 10 000 Jugendliche festnahm, die sich Jazzplatten, Beat-aufnahmen und Hemden (die Mädchen Nylonstrümpfe und Lippenstifte) besorgt hatten. Viele von den Ver-

hafteten seien zum Arbeitseinsatz nach Sibirien geschickt worden (vgl. „Politische Studien“, a. a. O.). Die sowjetische Jugend möchte heraustreten aus dem Gleichschritt eines uniformistischen Denkens und Lebens, auch und gerade in diesen „äußeren“ Dingen. Diese an sich natürliche Tendenz jeder Jugend wird jedoch in der sowjetischen Gesellschaft zu einem Aufschrei: „Lieber möchte ich tatsächlich wahnsinnig werden, nur um nicht allen ähnlich sein zu müssen!“ (C. Gerstenmaier, „Ostprobleme“, 22. 9. 67, S. 528.) Dieser leidenschaftliche Protest eines jungen sowjetischen Intellektuellen gegen jeden gesellschaftspolitischen Konformismus deutet in seiner Radikalität auf tiefere Gründe für die „Allergie“ der Jugend und Intelligenz gegenüber einer erstarrten, institutionalisierten Ideologie hin. Selbst Jugendkriminalität, Alkoholismus, Rowdytum usw. (die UdSSR hat, im Gegensatz zu anderen sozialistischen Ländern, wie Ungarn oder Jugoslawien, bisher noch keine Statistiken zur Kriminalität veröffentlicht) hängen nur vordergründig mit Langeweile, Überdruß, apathischer Resignation sowie mit einem nihilistischen Skeptizismus zusammen. Sie dürften in einem inneren Unbefriedigtsein tieferer Art gründen. Die „routine-mäßige Wiederholung der ‚Wahrheiten‘ von gestern... gibt der Jugend keine befriedigende Antwort auf die Frage nach dem ‚Sinn des Lebens‘. Die Ideologie vermag sich ihr nicht als ‚die Wahrheit‘ zu offenbaren, die zu finden für so viele das vornehmste Gebot ist“ („Ostprobleme“, a. a. O.).

Mensch oder gesellschaftlicher Produktionsprozeß?

Daß hier ein tieferes Problem liegt, zeigt sich auch in der Kritik, welche I. Solowewa in ihrem Diskussionsbeitrag „Was bleibt, ist das Menschsein“ am rationalistischen Menschentyp des Soziologen Janow übt („Literaturnaja Gazeta“, Nr. 24, 14. 6. 67). Solowewa sieht in den Janowschen Rationalisten durchaus auch den positiven Grundzug der Sachlichkeit und nennt sie „das Salz und die Blüte unserer jungen technischen Intelligenz“; doch trifft ihre Kritik, wenn auch etwas überspitzt formuliert, durchaus ins Wesentliche. Als einzigen Wert kenne er (der Rationalist) die Arbeit, sie allein sei interessant für ihn; sein ganzes Leben bestehe in restloser Hingabe an die Wissenschaft. Alle seine Anstrengungen gelten dem Kollektiv. Er denke dabei weder an Ruhm oder Karriere noch an Geld und Belohnung. Als Beispiel führt I. Solowewa die Frau eines Wissenschaftlers — eine Bekannte von ihr — an, die ihrem Mann davonläuft, weil sie „mit einer Rechenmaschine nicht zusammenleben“ könne. Von ihm sagt sie (mit etwas Übertreibung, wie I. Solowewa zugibt), in seinem Leben gebe es keinen Platz, kein Gefühl noch auch nur ein Wort für die Liebe. Dafür habe er keine Zeit. So kenne er auch keine Freunde — nur Kollegen. Doch „Liebe, Freundschaft, Schönheit und Glück sind von ihrem Wesen her nicht rational“, fährt I. Solowewa fort. Wer einmal versuche, das vernünftige Maß für das Wagnis der Liebe zu finden, werde vielleicht das Maß finden, doch die Liebe verlieren.

Diese „Rationalisten“ seien zwar für die Gesellschaft von großem Nutzen. Viele von ihnen gäben sich der Arbeit bis zum Letzten hin. „Doch was ist dieses Letzte, das sie so selbstlos weggeben?“ fragt I. Solowewa. Es ist ihre Liebesfähigkeit, ihre Güte, ihr Feingefühl. Was sie weggeben, ist im Grunde genommen ihr Menschsein. Dem Argument Janows, der gesellschaftlichen Produktionspro-

zeß sei kein Kindergarten, hält sie entgegen, er vergesse dabei, daß der Mensch kein Abfallprodukt des gesellschaftlichen Produktionsprozesses sei; sie schließt ihren Beitrag mit einer im Grunde vernichtenden Kritik: „Die Schaffung der materiellen gesellschaftlichen Basis ist selbstverständlich ein großes Ziel; aber Basis — wofür? Offensichtlich für das Glück des Menschen! Doch die Schaffung der materiellen Basis für das Glück hat ja nur dann einen Sinn, wenn gleichzeitig mit ihr der Mensch geschaffen wird, der zum Glück auch fähig ist.“

Der hier geschilderte Rationalismus teilt mit dem „Nihilismus“ die Gleichgültigkeit gegenüber politischen und ideologischen Fragen, sieht jedoch im Unterschied zu diesem im wissenschaftlich-technischen Fortschritt den höchsten Wert. Diesen Rationalismus charakterisiert V. P. Čertkov so: Die Natur des Rationalismus hat sich heute gewandelt. Früher waren die Rationalisten reine Intellektuelle, sie kannten keine gesellschaftliche Arbeit, keine gesellschaftliche Praxis. Heute dagegen erheben sie die produktive schöpferische Tätigkeit des Menschen so sehr, daß für sie nur noch der kalte Intellekt übrigbleibt. Sie sehen den Menschen nur noch als Produktionseinheit. „Wir untersuchen den Menschen insbesondere in seinem Beruf und vergessen dabei, daß sein erhabenster Beruf darin besteht, auf Erden Mensch zu sein“ („Komsomolskaja Prawda“, 27. 8. 64).

Im Widerspruch zur kommunistischen Moral?

Hier zeigt sich, daß der Mensch sich nicht restlos in das Getriebe des gesellschaftlichen Produktionsprozesses einschalten läßt, ohne daß er als Einzelner wie im Zusammenleben in Familie und Gesellschaft in Konflikte und Spannungen gerät. Die existentiellen Fragen nach dem Sinn des Lebens, der Bestimmung des Menschen, nach Gut und Böse, nach der Liebe zum Nächsten, nach Leid und Trost wie nach der Gestaltung des Familienlebens sind Fragen, die den Menschen als Menschen angehen und auch den „Sowjetmenschen“ heute, 50 Jahre nach dem glorreichen Oktober, stärker interessieren als die Fragen einer atheistischen, ideologisch verbrämten Welterklärung. Alle atheistische Erziehungsarbeit hat bis jetzt diese Fragen nicht beantworten können.

Diese Problematik bildet auch den Kern eines Theaterstücks „Das traditionelle Treffen“, von V. Rozov, das in der vorjährigen Spielsaison einen einzigartigen Erfolg hatte und eine heftige Diskussion auslöste. Es stellt das Treffen ehemaliger Studienkameraden dar, die gleichzeitig ihre Ausbildung beendet hatten und sich nach 25-jähriger Trennung wiedersehen. Zur Sprache kommen das Generationsproblem im allgemeinen wie das Problem der individuellen Entwicklung. Im Kern steht die Frage, wie und wer muß man sein, um wirklich Mensch genannt werden zu können. Gerade diese Frage rief starken Widerspruch und heftige Kritik hervor. Der Autor läßt sie durch die Hauptperson des Stückes beantworten; nach dessen Ansicht müsse der Mensch in erster Linie an und für sich gut sein, unabhängig von seiner gesellschaftlichen Stellung und Funktion. An dieser These entzündete sich die Diskussion, in der es Widerspruch und Zustimmung gab („Sovetskaja Kultura“, 11./13. 5. 67). Die sich lange hinziehende Auseinandersetzung wurde schließlich durch einen redaktionellen Artikel in der „Sovetskaja Kultura“ (9. 9. 67) autoritativ beendet, der einen streng orthodoxen Standpunkt einnahm. Dem Autor wird darin vor allem

vorgeworfen, daß bei ihm die Arbeit im Leben des Menschen einen zu geringen Raum einnehme und er die geistigen Werte unabhängig von ihr beurteile. Vielmehr schreibe er bei der sittlichen Beurteilung des Menschen der Ethik und nicht der Arbeit eine normierende Funktion zu. Dies stehe im Widerspruch zu den Forderungen der kommunistischen Moral. Mit einem Zitat Lenins sucht der Autor dieses redaktionellen Artikels alle Versuche zu unterbinden, das kommunistische Menschenbild der offiziellen Ideologie anzutasten oder gar umzudeuten. Bereits 1920 hatte Lenin in seiner Rede von dem Dritten gesamtrussischen Kongreß des kommunistischen Jugendverbandes Rußlands „Über die Aufgaben der Jugendverbände“ gesagt: Eine „Sittlichkeit, die aus einem übernatürlichen, klassenlosen Begriff abgeleitet wird, lehnen wir ab... Es gibt keine Sittlichkeit außerhalb der menschlichen Gesellschaft, das ist Betrug... An eine ewige Sittlichkeit glauben wir nicht... Die Sittlichkeit dient dazu, daß die menschliche Gesellschaft höher steige...“ (V. I. Lenin, Über die Religion, Berlin 1958, S. 65 ff.). Mit diesem Zitat stellt die Redaktion der Zeitung „Sovetskaja Kultura“ die Treue zum ideologischen Erbe Lenins als den „unzerstörbaren Eckpfeiler“ der kommunistischen Gesellschaft hin.

Hier dokumentiert sich das existentielle Dilemma des heutigen Sowjetkommunismus: der Mensch ist in seinen Wesensbezügen nicht manipulierbar.

Hier liegt vielleicht auch der Ausgangspunkt zu einer Entwicklung auf einen echten Humanismus hin, der vorgegebene Strukturen des Menschen achtet und schützt. Dieses existentielle Dilemma hat Adam Schaff in seinen beiden Büchern „Marx oder Sartre“ (Europa Verlag, Stuttgart 1964) und „Marxismus und das menschliche Individuum“ (Europa Verlag, Wien 1965) offen zugegeben. Der Marxismus habe in seinem Versuch einer allumfassenden Wirklichkeitseinholung den Einzelmenschen innerhalb der Gesellschaft vernachlässigt und müsse daher das Problem der menschlichen Existenz erst noch aufarbeiten. Diese Aufarbeitung dürfe jedoch nicht nur eine theoretische Aufgabe, sondern ein der konkreten sowjetischen bzw. sozialistischen Gesellschaft noch aufgebener Vollzug sein, der, so können wir annehmen, sich immer stärker durchsetzen wird. Versuche allerdings, in diesem Fragen nach dem Menschen und dem Sinn des Lebens einen Ansatz zu einem Suchen und Fragen nach Gott zu entdecken oder in ihnen gar einen „religiösen Neubeginn“ zu sehen, muß man wohl als verfrüht und unbewiesen bezeichnen. Sie lassen sich durchaus auch im Rahmen eines atheistischen oder marxistischen Humanismus erklären.

Die alten und die jungen Literaten

Der unter der Jugend und Intelligenz gravierende Konflikt „Väter und Söhne“ trifft in besonderer Weise auch auf die sowjetischen Schriftsteller zu. Dies zeigte sich z. B. beim Vierten sowjetischen Schriftstellerkongreß im Mai 1967, auf dem u. a. das Problem des schriftstellerischen Nachwuchses sowie der staatlichen Zensur zur Sprache kam. Dabei zeigte sich, daß das Nachwuchsproblem in der Sowjetliteratur nicht ein Problem des Nachwuchses ist, des Mangels an jungen Literaten, sondern ein Problem des Vertrauens der Alten in die Jungen und der Jungen in die Alten. Die alten, konservativen Kräfte befürchten, die Jungen würden in ihrem betont selbständigen Denken die traditionelle revolutionäre proletarische Gesinnung nicht

weiterführen, während umgekehrt die schriftstellernde Jugend für „literarische Funktionärsarbeit“ kein großes Interesse aufzubringen vermag. Diese Situation spiegelt sich auch in der Überalterung des Schriftstellerverbandes und seiner leitenden Organe. Bezeichnend für die Spannung zwischen Partei und Schriftsteller ist der stürmische Applaus, den O. Hontschar, Vorsitzender des ukrainischen Schriftstellerverbandes, erhielt, als er sagte: „Der allerstrengste, kleinliche Redakteur und selbst der unsichtbare Mensch mit dem fest in die Hand gepreßten Farbstift müssen begreifen, daß an einer Einschränkung des Gedankens eines sowjetischen Künstlers, an einer Begrenzung des Wirkungskreises der Literatur nur ein primitiver Geist interessiert ist, ein Karrieremacher, ein gußeiserner Dogmatiker, aber dem arbeitenden Menschen, unserem Volk, unserer Partei bringt es nur Nutzen, wenn der Schaffensraum der Literatur größer ist“ („Literaturna Ukraïna“, 26. 5. 67; deutsch bei P. Hübner, Die Alten und die Jungen, „Wort und Wahrheit“, Oktober 1967, S. 626).

Diese Tendenz gegen jede Bevormundung in der Literatur darf jedoch nicht als antikommunistische Haltung mißverstanden werden. Man distanziert sich zwar von der Partei, bejaht aber das System. Hierher gehören die Vertreter des „modernen Liberalismus“ sowie der „liberalen Konservativen“. Die ersteren sind „geschworene Feinde“ des Stalinismus und suchen dessen Erbe auf jede Weise zu eliminieren, während die „liberalen Konservativen“ die Entstalinisierung „begrüßten und bewußt nachvollzogen“ haben, die Parteihegemonie jedoch rückhaltlos anerkennen. Zu ernsteren Auseinandersetzungen kam es dagegen zwischen den Parteikadern und der sog. „legalen Opposition“, für die vor allem der Dichter Solshenizyn (vgl. seinen Angriff gegen die Parteizensur) sowie der Chefredakteur der sich an der Treue zur Wahrheit und zu den Tatsachen orientierenden Literaturzeitschrift „Novy mir“ repräsentativ sind. Beide „bewegen sich in ihren Werken hart an der Grenze des Erlaubten und führen einen nicht enden wollenden Krieg mit den Zensoren“ (C. Gerstenmaier, Geistige Auseinandersetzung mit den Erben der Revolution, „Ostprobleme“, 17. 11. 67, S. 619 ff.). Diese Gruppe ist tief in der russischen, slawophilen Tradition verwurzelt und nicht selten religiös geprägt. Weltanschaulich stehen sie meist „außerhalb des Parteikanons“.

Opposition der jungen Literaten

Darüber hinaus gibt es eine kleine Gruppe eigentlicher Gegner des Systems, deren Schrifttum meist in der sog. Untergrundliteratur veröffentlicht wird. Zum Teil bekannt geworden sind im Westen die Zeitschriften „Syntaxis“ und „Bumerang“ (1959/1960), „Phönix 1961“, „Sphinx“ (1965) und „Phönix 1966“. Die von A. Ginsburg redigierte Zeitschrift „Syntaxis“ war noch vorwiegend unpolitisch orientiert, während die jungen Dichter des „Phönix“ „durch die Heftigkeit ihres antikommunistischen Engagements“ überraschten („Ostprobleme“, a. a. O.). Sie betonten vor allem die „kompromißlose Forderung nach Freiheit“.

Demgegenüber greift die „Sphinx“-Gruppe bei ebenso entschiedener Kritik an der „Diktatur des Kommunismus“ auf „jene geistigen Kräfte“ zurück, die „Rußland als ein Numinosum anbeten“; in ihren Versen wird die „Liebe zum ‚Heiligen Rußland‘“ beschworen. Ein weite-

res Merkmal der „Sphinx-Dichter“ ist ihre „offenkundige Religiosität“, wobei es allerdings schwierig ist, über die Art dieser Religiosität etwas Genaueres auszusagen. „Phönix 1966“, als letzte im Westen bekanntgewordene Untergrundzeitschrift, wurde z. T. von früheren Mitarbeitern des „Phönix 1961“ herausgegeben. Die Kritik der Autoren von „Phönix 1966“ ist „differenzierter als die des ersten Phönix-Bandes“. Im Schluß des redaktionellen Artikels dieses Bandes heißt es: „Ihr könnt diese Schlacht gewinnen, diesen Krieg aber werdet ihr verlieren. Den Krieg, der schon begonnen hat für die Demokratie und für Rußland . . . und in dem die Gerechtigkeit unaufhaltsam siegen wird . . .“

Die meisten Anhänger der Untergrundliteratur gehören der Gruppe SMOG an, nach einigen die Abkürzung für „smelost“, „mysl“, „obraz“, „glubina“ (Mut, Gedanke, Gestalt, Tiefe), nach anderen für „samoe molodoe obščestvo geniev“ (Jüngste Gesellschaft der Genies). Diese Organisation konzentriert sich hauptsächlich auf Moskau und Leningrad, scheint aber auch in weiteren Teilen der Sowjetunion verbreitet zu sein. Sie hat sich die Bewahrung des kulturellen Erbes Rußlands und der vorrevolutionären Tradition in der Kunst zum Ziel gesetzt. Am 22. Januar 1967 wurden einige Autoren des „Phönix 1966“ verhaftet, so u. a. J. Galanskow, A. Ginsburg, A. Dobrowolskij, V. Laschkowa, welche nach einjähriger Untersuchungshaft am 12. Januar 1968 zu mehrjähriger Haft verurteilt wurden. Ihnen wurden „subversive Kontakte“ zu der im Ausland tätigen russischen Emigrantenorganisation NTS (Narodnyj Trudovoj Sojuz = Volksunion des Schaffens) vorgeworfen.

Daß es sich bei den Mitgliedern der Phönix-Gruppe um eigentliche Gegner des Systems handelt, zeigen z. B. die Verse von N. Nor aus „Phönix 1961“, die in „Grani“ (Frankfurt, Nr. 52, 1962) veröffentlicht wurden (deutsche Übersetzung „Ostprobleme“, 17. 11. 67):

Wir sind sehr wenige. Wir sind sehr schwach . . .
Ihr droht uns mit Verbannung,
mit Gittern aus Eisen . . .
und sagt uns: „Schwört ab! . . .
Und singet das Lob unserm trefflichen Kohl!“

Mögen wir wenige sein, mögen wir schwach sein!
Aber wir preisen nicht euren Kohl.
Schon längst ist uns übel davon!
Wir brauchen Nahrung für Hirn,
für die freien Gedanken!
Wir brauchen Freude und Glauben,
brauchen klaren Verstand!

Mögen wir wenige sein! Mögen wir schwach sein!
Unaufhaltsam jedoch wächst unsere Zahl.
Und eure finstere Küche,
die den Duft nicht kennt von köstlichen Speisen,
in der Pfeffer und Salz und prickelnde Würze
verschlossen sind in den Schränken,
eure finstere Küche voll Modergeruch,
sie steht auf faulendem Holz!
Wir werden die Bretter zerbrechen!

Mögen wir wenige sein!
Wir warten! Wir glauben!
Und sollten wir fallen:
unsere Stunde kommt!

Diese Feindschaft gegen das System hat tiefere kulturgeschichtliche Wurzeln. Die sowjetischen Schriftsteller erhoben immer auch einen „sittlichen Anspruch, prüften und verwarfen die bestehende Gesellschaft, malten sich eine bessere aus. Mehr noch als im Westen waren . . . sie moralische Personen besonderen Schlages. Das blieben sie nach 1917, wiewohl mit geminderter Autonomie und gezügelter oder gelenkter Einbildungskraft“ (A. Kaempfe, Grundstrukturen der Sowjetliteratur, „Merkur“, Oktober 1967, S. 924). B. Meissner sieht die „politische Bedeutung“ dieser regimefeindlichen Literaten darin, daß sie „die unartikulierte Meinung in den breiten Schichten der sowjetischen Gesellschaft zum Ausdruck bringen“ und

damit eine quasiparlamentarische Funktion ausüben. Auch J. Jewtuschenko vertrat diese Auffassung in einem Interview in der jugoslawischen „Borba“ (5. 9. 65): „In Rußland bildeten die Dichter stets eine geistige Regierung“, die beständig, keinem Anschlag und keiner Ablösung unterworfen sei. Auf diesem Hintergrund offenbaren Verhaftung und Verurteilung oppositioneller Schriftsteller und Dichter zu Arbeitslager und Irrenanstalt sowie die „geradezu hysterischen Haßausbrüche in der sowjetischen Presse“ (vgl. z. B. „Prawda“, 27. 6. 65) die Nervosität und Furcht der Partei, die ihre Autorität nur mit Gewaltmaßnahmen durchzusetzen zu können glaubt.

Kurzinformationen

„Evangelische Kommentare“ (Monatsschrift zum Zeitgeschehen in Kirche und Gesellschaft) lautet der Titel eines neuen repräsentativen evangelischen Organs, das aus dem Zusammenschluß der Zeitschriften „Kirche in der Zeit“, des „Evangelischen Literaturbeobachters“ und der „Evangelischen Welt“ (Evangelischer Pressedienst, Bielefeld) erwachsen ist. Es erscheint im Kreuz-Verlag, Stuttgart, im Format der „Lutherischen Monatshefte“ und der „Herder-Korrespondenz“ im Umfang von 56 Seiten. Als Herausgeber zeichnen *Martin Fischer*, Berlin, *Focko Lüpsen*, Bethel, *Jürgen Moltmann*, Tübingen, *Georg Picht*, Heidelberg, *Ludwig Raiser*, Tübingen, *Wolfgang Trillhaas*, Göttingen, *Carl-F. von Weizsäcker*, Ingelheim. Chefredakteur ist *Günter Heidtmann*. Jeweils folgt auf kurze Kommentare ein redaktioneller Leitartikel ohne Namen zu einem besonderen Thema, in der ersten Nummer vom Januar 1968 mit sehr kritischen Fragen: „Jubiläum — aber keine Reformation“ zu den Gedenkfeiern vom 31. Oktober 1967 (S. 6—12). Es schließen an Aufsätze von *Jürgen Moltmann*: „Existenzgeschichte und Weltgeschichte“ (Auf dem Wege zu einer politischen Hermeneutik des Evangeliums), *Hans Hermann Walz* über „Neuer Nationalismus“, *Christian Schütze*: „Außerparlamentarische Opposition in der Bundesrepublik“, sodann „Berichte und Analysen“, u. a. von *Erwin Wilkens*: „Aspekte der gegenwärtigen Situation der EKD“, *Joachim Lell*: „Zur ersten römischen Bischofssynode“ usw. Die Dokumentation bringt u. a. von *Ludwig Raiser* und *Günter Howe* Gedanken „Zur Nichtverbreitung von Kernwaffen — Ein Problem der Friedenssicherung“.

Ein Gesetzentwurf der Bundesregierung sieht die Befreiung der Entwicklungshelfer vom Wehrdienst vor. Dafür kommen alle Wehrpflichtigen in Frage, die eine Annahmebescheinigung eines staatlich anerkannten Entwicklungsdienstes (der Deutsche Entwicklungsdienst DED, die katholische Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe AGEH, die evangelische Organisation Dienste in Übersee) vorweisen können. Die Freistellung ist bis zum 21. Lebensjahr möglich. Mit dieser Regelung ist jedoch nicht beabsichtigt, so Staatssekretär *Udo Hein* vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit, Wehrdienstverweigerer als Entwicklungshelfer auszusenden: diese Möglichkeit soll nur den Wehr- und Ersatzdienstpflichtigen geboten werden. Laut einer öpd-Meldung (21. 12. 67) haben bisher mehr als 36 000 Wehrdienstverweigerer in der Bundesrepublik die Freistellung vom Wehrdienst beantragt. Bis zum Herbst 1967 wurden 21 000 Anträge anerkannt.

In der bei der zweiten Zusammenkunft angekündigten raschen Folge hat vom 30. Dezember 1967 bis 3. Januar 1968 die dritte Tagung der gemeinsamen Arbeitsgruppe Rom—Canterbury, diesmal in La Valetta (Malta), stattgefunden (über ihre Zusammensetzung vgl. die vorausgehenden Tagungsberichte

HK 21, 472). Es wurde ein Bericht erstellt, der die beiden Kirchen gemeinsamen Glaubensüberzeugungen darlegt und gleichzeitig die Punkte erwähnt, in denen bisher keine Übereinstimmung erzielt werden konnte, so daß weitere Studien notwendig sind. Der unveröffentlichte Bericht wurde sowohl dem Papst wie dem Erzbischof von Canterbury vorgelegt. „Church Times“ (12. 1. 68) weiß zu berichten, die Aussprache habe sich nach den Erfahrungen der vorherigen Begegnungen auf die Offenbarung und ihre Gestaltwerdung im Leben der Kirche konzentriert. Zugrunde gelegen hatte ein „Statement of Faith“, eine Art Glaubensdokument, das von dem anglikanischen Bischof *McAdoo* und Weihbischof *Butler* (Westminster) ausgearbeitet worden war. Der daraus sich ergebende neue Bericht enthält konkrete Empfehlungen über den weiteren Dialog und die mögliche praktische Zusammenarbeit. Das Pressecommuniqué gedachte Maltas als dem Ort, an dem der Apostel Paulus schiffbrüchig wurde, und dankte für den großzügigen Empfang durch die Maltesische Bevölkerung wie durch den katholischen Erzbischof *Michael Gonzi*. Die Verlautbarungen tragen einen sehr zuversichtlichen Charakter. Die Tatsache, daß Kardinal *Heenan* Erzbischof *Ramsey* eingeladen hat, anlässlich der Gebetsoktav in der Kathedrale von Westminster zu predigen, unterstreicht die von beiden Seiten gewünschte gute Atmosphäre. Es ist das erste Mal, daß ein Erzbischof von Canterbury (von dem Kardinal Heenan nach dessen Besuch beim Papst Paul VI. öffentlich erklärt hatte, die Kirche kenne keinen Erzbischof von Canterbury seit Kardinal Pole) in Westminster die Kanzel besteigt.

Ein Diskussionsmodell zur interkonfessionellen Vereinbarung über die Mischehe legte Pfarrer *Ferd. Barth*, Mitarbeiter des Konfessionskundlichen Instituts des Evangelischen Bundes, Bensheim, im „Materialdienst“, 1968, Heft 1, vor. In sieben Punkten wird festgestellt, daß eine Vereinbarung zwischen den Kirchen über die Gültigkeit bekenntnisverschiedener Ehen notwendig sei, daß beide Kirchen verkündigen sollten, die Ehe sei nach Gottes Willen ausschließlich und unauflöslich. Dies sei eine ausreichende Grundlage für folgende Vereinbarungen: wollen bekenntnisverschiedene Partner eine Ehe eingehen, so besuchen sie sowohl den katholischen wie den evangelischen Pfarrer, um die übliche Prüfung der Ehfähigkeit und des Ehwillens vornehmen zu lassen. Ein Versprechen konfessioneller Erziehung der Kinder ist nicht vorgesehen, wobei es jeder Kirche unbenommen bleibe, den ihr zugehörenden Ehepartner dazu zu verpflichten. Wollen sich nun die Brautleute nicht römisch-katholisch trauen lassen, so sollte der Priester der öffentlich-rechtlichen Konsensabgabe vor dem Standesbeamten beiwohnen, nicht aber der evangelischen Trauung, da diese keinen Rechtscharakter hat. Beschränkungen kirchlicher Rechte werden den Eheleuten nicht auferlegt, also auch nicht die Fernhaltung von den Sakramenten. Solange diese Vereinbarung